

Praxis gesetzt hat, liegt es auf der Hand, dass in diesem Kompendium sehr unterschiedliche Handschriften zu finden sind. Aber auch diese Bandbreite wird nachvollziehbar in fünf Kapiteln eingeordnet: „Theoretische Grundlagen der Journalistik“, „Gesellschaftsstrukturen und Normen“, „Organisationeller Kontext“, „Akteure“ und „Journalistisches Handeln“. Sicherlich lässt sich abendfüllend über die innere Logik der Einteilungen diskutieren. Die Herausgeberinnen haben deswegen in den Einleitungstexten zu den jeweiligen Kapiteln deutlich ihr Ziel definiert und geben zusätzlich einen kurzen Abriss über die Logik des Forschungsfeldes und seine Geschichte.

Inhalt und Autorinnen/Autoren hängen bei einer Entscheidung über die Textauswahl zusammen, und ein Blick auf die Liste der Grundlagentexte zeigt, dass die Namen bekannt sind und – erfreulicherweise – viele Frauen dabei sind. Namen, die nicht im Inhalt gefunden werden, stehen sicherlich in der Literaturliste, die stolze 82 Seiten umfasst und damit wiederum ein Argument für dieses Kompendium ist. So unterschiedlich die Autorinnen und Autoren, so unterschiedlich auch ihre Einstellung und Vorstellung vom Journalismus. Dies ist nicht nur im Kapitel „Journalistisches Handeln“ spürbar, in dem sich Joachim Friedrich Staab mit der Nachrichtenwert-Theorie (sehr trocken) auseinander setzt und Elisabeth Klaus sich (sehr engagiert) mit dem Thema Information und Desinformation beschäftigt. Diese „eigene Handschrift“ ist auch im Kapitel „Theoretische Grundlagen“ spürbar und von den Herausgeberinnen gewollt: „Hinter den Sachfragen, die hin und herbewegt werden, schimmert oft die volle Energie der wissenschaftlichen Entdeckungsfreude und die Spannung intellektueller Neugier auf“.

Grundlage der Auswahl war eine schriftliche Umfrage an deutschsprachigen Kommunikations-, Publizistik- und Journalistik-Studiengängen, um die empfohlene Grundlagen- und Einführungsliteratur zu ermitteln. Aus dieser Umfrage kamen 400 Textvorschläge zusammen, von denen 29 ausgewählt wurden. Wie gut, dass hier nicht nach einheitlichen Kriterien sortiert wurde, sondern souverän die Unterschiede in Darstellung und Sichtweise nebeneinander gestellt werden.

Und so ist dieses Buch nicht nur ein praktisches, gut sortiertes und intelligent aufgearbeitetes Kompendium, sondern bietet gleichzeitig

das Vergnügen, die Autoren und Autorinnen im Vergleich besser kennen zu lernen.

Ulli Gröttrup

Hartmut Winkler Diskursökonomie

Versuch über die innere Ökonomie der Medien

Frankfurt/M.: Suhrkamp, 2004. – 258 S.

ISBN 3-518-29283-8

Hinter dem Titel verbirgt sich eine kulturwissenschaftliche Theorie der Medien, die die Ökonomie zum Prinzip der Medien erklärt und dabei – jenseits aller betriebs- und volkswirtschaftlichen Ansätze – vom Begriff der Zirkulation ausgeht und diesen durch alle der Medienebenen bis in die einzelnen Zeichen und ihre Bedeutungskonstitution hinein zum Strukturmerkmal erklärt. Damit folgt Winkler einerseits dem Trend, alle gesellschaftlichen Bereiche – und damit auch die Medien – ökonomisch zu erklären und betreibt damit, wenn gleich auf hohem theoretischen Niveau, die Ökonomisierung der Medien mit. Andererseits unterläuft er diesen Trend auch, indem er den Begriff der Ökonomie allgemeiner im Sinne einer politischen Ökonomie fasst, ihn als Tausch, als Zirkulation definiert und diesen gleichzeitig anthropologisiert, so dass er zum kulturellen Prinzip und damit jeglicher Verwendung im Sinne eines kurzfristigen Media Business Management entzogen wird.

Ausgangspunkt ist Walter Benjamins Begriff der technischen Reproduktion, an dem ihn vor allem der Aspekt der Vervielfältigung fasziniert und der zu weiteren Überlegungen über Werkzeug, Wiederholung und Zeichen führt. Die Massenhaftigkeit der Kommunikationsakte ist implizit das leitende Kriterium. Am Tausch-Begriff arbeitet er vor allem heraus, dass es das Prinzip sei, Ungleiches (Medieninhalte gegen Geld) zu tauschen. Damit setzt er sich von medientheoretischen Ansätzen ab, die Tausch als Kommunikation im Sinne eines Dialogs (sprachliche Äußerungen) verstehen.

Der zentrale Begriff ist der der Zirkulation. Winkler erinnert nicht zufällig an Marxsche Theoreme und sein Durchgang durch die Arbeiten von Innis, Mattelart bis zu Rossi-Landi zielt darauf, nicht einfach nur eine Ökonomie der Medien zu beschreiben, in der die Medien-

produkte in einem Austauschprozess mit Geldgeräten und die Geldökonomie im Medienwarenverkehr auch die Struktur der Medienprodukte determiniert, sondern wie das Prinzip der Zirkulation auch die Zeichenprozesse selbst prägt. Hierzu greift er einige Positionen der Metapherntheorie auf und setzt die Metapher selbst als Normal- und nicht als Sonderfall der Semantik. Unabhängig davon, ob diese Position linguistisch tragfähig ist (denn letztlich wird hier versucht, auch die Semiotik neu zu begründen), ist für Winkler entscheidend, den Zirkulationsbegriff nicht nur für die Makroebene, sondern auch für die Mikroebene der Medien zu verwenden und damit eine theoretische Basis für eine „innere Ökonomie der Medien“ und damit letztlich für eine Theorie der Medien zu schaffen.

Hier zeigt sich jedoch eine Diskrepanz auf, die dadurch entsteht, dass Winkler einerseits den Zirkulationsbegriff als ein Bauprinzip für die Medientheorie verwendet, wobei sich „Zirkulation“ oft dann doch nur als „Tausch“ oder als dialektisches Wechselspiel, aber nicht als ein Zirkulieren (bei Marx war es das Kapital) durch die verschiedenen Sphären von Produktion, Distribution und Rezeption, andererseits aber doch auch die Dimension der Medienwirtschaft in den Blick nehmen möchte. Zudem ist sein Theorieprogramm anspruchsvoll: Er möchte letztlich auch einige Gegensätze zwischen den theoretischen Schulen auf einer methodisch anderen, höheren Ebene aufheben. Um dies zu ermöglichen, bringt er die Medien von ihren Endpunkten her – einerseits den Zeichenprozessen und andererseits den gesellschaftlichen Funktionsdeutungen – in einen strukturell aufeinander bezogenen Gesamtzusammenhang. Dabei wird Vieles (Gattungen, Genres, Medienspezifika etc.) zwischen diesen Eckpunkten nicht oder nur sehr randständig behandelt. Hinter einem solchen Vorgehen steht die Auffassung des Autors, dass die Medienwissenschaft Modelle entwickeln müsse, „die das an den Medien Offensichtliche hinterschreiten“ (S. 130) müsse, um das zu erfassen, was für alle Medien kennzeichnend sei. Dieses Hinterschreiten des Offensichtlichen ist jedoch nicht ein Rekurs auf irgendeine neu ausgerufenen *grounded theory*, sondern besteht darin, dass in einem Durchgang durch zentrale Begriffe verschiedene Bausteine für eine diskursökonomische Medientheorie entwickelt werden.

Hier kann nicht auf alle Einzeltheoreme ein-

gegangen werden. Als zentral stellt der Autor seinen Ansatz, den Apriori-Gegensatz zwischen technik- und humanzentrierten Positionen zu überwinden, heraus. Er postuliert eine Kette von „Niederlegungen“ der Kommunikationsakte in Speichern (Medienprodukten) und stellt diese den Kommunikationsakten (als kommunikativen Handlungen) entgegen. Mit diesem Modell kann er in der Tat einen neuen Blick auf mediale Zusammenhänge werfen, auch wenn der Bezug zum zentralen Zirkulationsansatz nur vermittelt zu erkennen ist.

Das zunächst ausgeklammerte „Zwischenfeld“ der Medien (Genres, Medienspezifika) holt Winkler dann über den Formbegriff herein, den er weniger als Regelmäßigkeit (und damit über die Regel bestimmbar), sondern als Struktur versteht, die er dann mit Sohn-Rethel auf den ökonomischen Prozess beziehen kann. Dabei bleibt der hier entwickelte Formbegriff sehr allgemein. Es wäre für die Anschaulichkeit seiner Argumentation hilfreich gewesen, sie wenigstens an einigen Beispielen auf die gängigen Formkategorien der Medienwissenschaft „herunterzubrecken“.

Die Auseinandersetzung mit der Form ist für Winkler der Ausgangspunkt, um den Blick wieder zu weiten bis hin zum Aspekt der Funktion der gesellschaftlichen Selbststabilisierung. Ob dabei der Weg über den Programmbegriff des Computers (und nicht etwa den der Rundfunkmedien) und der Rekursion gegangen werden muss, ist sicherlich diskutierbar, entscheidend ist, dass er das Normalisierungs-Konzept Jürgen Links für sich nutzbar zu machen versteht und ihn im Sinne einer Thematisierung des Mainstreams in Beziehung zur Zirkulation setzen kann. Hier bieten sich auch Ansatzpunkte, das Modell weiter auszuformulieren. Medien als Normalisierungsinstanzen sind Orte, die Ansichten dessen, was „normal“ ist, durchsetzen, indem sie – paradoxerweise – Raum schaffen für Probehandlungen und sich gerade dadurch von allem Nichtmedialen, das Winkler die „3-d-solide Realität“ nennt, abzugrenzen. Gerade zum Nicht-Medialen, auf das Winkler nachdrücklich insistiert und das er gegen die Theoreme der „Mediengesellschaft“ und der „Informationsgesellschaft“ setzt, stellt er mehrfach die Notwendigkeit der Abgrenzung heraus und grenzt auf diese Weise den Bereich der Medien deutlich ein. Nicht alles wird ihm zum Medium und nicht alles wissen wir dementsprechend durch sie. Darin liegt schon

eine wichtige neue theoretische Positionsbeschreibung.

Was bleibt über die ausgesprochen anregende und inspirierende Lektüre medientheoretischer Argumentationen hinaus? Hartmut Winklers Buch bietet einen, in den einzelnen Kapiteln nach Grundbegriffen sortierten Durchgang durch zentrale Positionen der Medienwissenschaft, die er durch kluge Umschreibungen und teilweise raffinierte Neufassungen in ein zirkulationsorientiertes Konzept einpasst und damit den Versuch einer in sich geschlossenen Medientheorie liefert. Zwar versteht er seinen diskursökonomischen Ansatz als ein „erst in groben Zügen“ umrissenes „Forschungsfeld“ (S. 250), doch ist das theoretische Reflexionsniveau bereits derart hoch, dass sich eine Evidenz des Ansatzes nicht unmittelbar einstellt und die Weiterarbeit wohl von ihm selbst zu leisten sein wird.

Winkler sieht selbst, dass sein Ansatz „komplex und kontraintuitiv“ (S. 251) ist. Doch müsste nicht gerade ein theoretischer Entwurf, der die Medienwissenschaft zu einer neuen Ordnung ihres Wissenschaftsgebäudes herausfordern will, nicht von sehr viel deutlicher, ja penetranter herausgestellten zentralen Dispositionen ausgehen, müsste er nicht radikaler vereinfachte Grundmodelle anbieten, um sich auch innerhalb der Medienwissenschaft durchzusetzen?

Winklers Buch wird in den medienwissenschaftlichen Diskussionen zahlreicher einzelner Theoreme Eingang finden, weil es hier vielfach kluge und teilweise überraschende Lösungsvorschläge anbietet. Aber um es als Basismodell für Medientheorie zu verwenden, fehlt ihm noch die Einfachheit des Modellhaften. Darin ist weiter zu arbeiten.

Knut Hickethier

Karsten Fritz / Stephan Sting / Ralf Vollbrecht (Hrsg.)
Mediensozialisation

Pädagogische Perspektiven des Aufwachsens in Medienwelten

Opladen: Leske + Budrich, 2003. – 242 S.

ISBN 3-8100-4013-4

Mit dem Titel „Mediensozialisation“ haben die Herausgeber einen schillernden Begriff gewählt, der – ebenso wie „Medienkompetenz“ – derzeit Konjunktur hat, aber nicht gerade leicht

zu füllen ist. Bereits beim ersten Überblick über die vierzehn, doch sehr heterogenen Beiträge wird die Breite des Themenfeldes deutlich. Der Fokus richtet sich keineswegs – wie man eventuell aus dem Titel und dem Klappentext schließen könnte – ausschließlich auf die Sozialisation von Kindern und Jugendlichen oder auf die pädagogischen Perspektiven im Kontext von Sozialisation, vielmehr werden aus theoretischer, empirischer und praktischer Perspektive verschiedenste Aspekte von Mediensozialisation in den Blick genommen. Die Herausgeber gliedern ihren Band nach außerschulischen und pädagogisch-institutionalisierten Kontexten sowie Beiträgen mit geschlechtsspezifischem Fokus, wobei sich durchaus auch andere Strukturierungen angeboten hätten.

Die allgemeine sozialisatorische Bedeutung von Medien skizziert einleitend der Beitrag von Ralf Vollbrecht, demzufolge „Medien aller Art den Lebenszyklus von Heranwachsenden in allen Situationen begleiten als symbolisch über Zeichen und Zeichensysteme allgegenwärtige Sozialisationsagenturen“ (S.13). Am Beispiel der Funktionsvielfalt der Medien und dem Stellenwert der Medien im Alltag von Heranwachsenden bzw. im Kontext von Jugendkulturen (Fankulturen) veranschaulicht der Autor die „virtuellen Erfahrungswelten“ (S. 23), in denen sich Heranwachsende heute bewegen. Ergänzt wird dies durch den Beitrag von Ekkehard Sander, der sich auf der Grundlage einer der wenigen Längsschnittstudien mit der Bedeutung der Medien im Alltag der Eltern und ihrer Kinder befasst. Die Gegenüberstellung der Medienbiographien aus zwei Generationen zeigt hinsichtlich der Medienerfahrungen deutliche Parallelen und Gemeinsamkeiten. Auf der Basis dieser „Common Culture“ hat sich Sander zufolge ein neues Generationsverhältnis entwickelt, das den Eltern und Kindern unter anderem über die Medien neue Verständigungs- und Handlungsmöglichkeiten eröffnet.

Ein sich deutlich abzeichnender thematischer Schwerpunkt innerhalb des Bandes ist die Auseinandersetzung mit den Erfahrungen jugendlicher mit unterschiedlichen Medienangeboten, vornehmlich des Fernsehens. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Beitrag von Stephan Sting, der am Beispiel von Talkshows aufzeigt, wie sich Jugendliche einerseits an Medienangeboten orientieren und Ritualisierungen übernehmen, aber andererseits auch